

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Sterne und Blumen. 1881-1925 1904**

42 (16.10.1904)

# Sterne und Blumen.

Illustrierte Unterhaltungsbeilage zum „Laupheimer Amtsblatt“.

Mitbegründet

von

Philipp Wasserburg („Laiicus“) in Mainz.

№ 42.

Sonntag, den 16. Oktober.

1904.

## Die feindlichen Nachbarn.

Eine unterfränkische Dorferzählung aus dem Jahre 1797. — Von C. W. Stich.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Vor bald vierzig Jahren hatte ein kurmainzischer Oberbergbeamter jenen Teil des Biebergrundes außerhalb Frammersbach, dem die Kupfermühle zunächst lag, auf seine Eisenhaltigkeit untersucht, fand wirklich auch ergiebigen Eisenerz vor, der sehr gutes Eisenerz enthielt, legte in Mainz dem geistlichen Landesherrn davon vorzügliche Proben vor, und so kam es, daß von Mainz Befehl kam, man solle dort einen Schacht anlegen. Dem Ober-

steiger Aquilin Weigand, der schon seit längerer Zeit in den Bergwerken des Hochstifts bedienstet war, und sich des Rufes außerordentlicher Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit und Fleißes erfreute, wurde trotz seiner Jugend — er zählte eben dreißig Jahre — der ehrende Auftrag zu teil, das Bergwerk anzulegen. Er kam nach Frammersbach, brachte die nötige Zahl von Knappen mit und begann rüstig seine Arbeit. Anfangs versprach man sich von diesem Unternehmen die größten Vorteile, aber nach langjährigen Bemühungen gewannen die betreffenden Behörden die Ueberzeugung, daß alle Kosten und Arbeit nur vergeblich seien. So wurde denn der dortige Bergbau wieder eingestellt. Bald gedachte niemand mehr des Stollens, und so wuchs an der Halde wieder wirres Gestrüpp und dichtes Buschwerk auf, welches nun den Eingang zum verlassenen Werke gänzlich bedeckte. Doch überall knüpft an derlei verlassene Schächte das umwohnende Landvolk wunderliche Mären, und so geschah's auch mit dem einstigen Bergwerk im Biebergrund. Während die einen im Innern desselben verdächtiges Picken und Schaufeln hörten, als würde der Bergbau noch gefördert, sahen andere nächtlicher Weile Licht darin und erst die Schauer geschichten der alten Immina waren vollends dazu angetan, den unheimlichen Ort zu einem wahren Schauerplatz zu machen. Als nun der Bergbau eingestellt ward, hätte auch der Obersteiger Aquilin wieder abreisen und einem andern Grubenposten vorstehen können, doch er blieb für sein Lebtag in Frammersbach, legte Eisen und Fäustel zur Seite und wurde ein — Landmann.

An dieser Berufsänderung trugen aber die Geister des liegengelassenen Schachtes keine Schuld, sondern ein Paar

himmelblaue Augen und ein liebliches, rosiges Mädchen- gesicht hatten diese veranlaßt.

Unfern der Halde lag zunächst der Laber das letzte Haus von Frammersbach, damals noch nicht so wohnlich und im guten Zustand befindlich als jetzt, welches ein wenig begüterter Mann mit seinem braven, fleißigen Weibe und dem einzigen Kinde, welches Gott ihnen geschenkt, bewohnte. Süßlicher Gesichtsbildung begegnet man häufig unter den

unterfränkischen Mädchen, deren „Mariengesichtchen“ allbekannt sind. Die Meinung geht, daß bei dem fleißigen Kirchenbesuche und sonderlich bei der eifrigen Hochverehrung der heiligen Gottesmutter die Bilder der holdseligen heiligen Jungfrau Maria eine veredelnde Wirkung auf die andachtsvollen Beschauerinnen ausüben, wie denn ein uraltes Würzburger Sprüchlein lautet:

„Maria! Dich liebt Würzburg sehr,  
Wo tut eine Stadt desgleichen mehr?  
In Würzburg an so manchem Haus  
Sieht ein Marienbild heraus!“

Wer also Nennchen, so hieß die Tochter des Tropfhäuslers (armer Bauer) Gangolf Herd, sah, mußte sich sagen, daß nicht leicht ein hübscheres Mädchen gefunden würde, denn sie war auch groß, schlank wie eine Tanne und doch kräftig; ihr Haar glich an Zartheit und Farbe dem schönsten Glachs; rötliche Wädden hat kein Borsdorfer Apfel, sowie Lippen und Zähne gleich Rosen und Schlehdornblüte. Unweit dem ziemlich auffälligen Anwesen des Ackermannes Gangolf Herd lag die stattliche Kupfermühle, und der dortige Haussohn Totan Bernbeck mußte keine



Fürst Herbert Bismarck †.

Augen im Kopfe gehabt haben und statt eines menschlichen Herzens einen der unzähligen, glatt geschliffenen Kieselsteine am Ufer der Laber in seiner damals jungen Brust! Kurz und gut, er versteifte sich in den Gedanken, Herds Nennchen müsse sein Weib werden. Der junge Bursche war nichts weniger als schön; wenn aber seine Haare denen eines „Kohlfuchses“ glichen, welchen Spitznamen ihm auch seine Altersgenossen gaben, dafür stand sein Vater, der alte Burkhard Bernbeck, der Kupfermüller und Ortsvorsteher, in wohlbegründetem Rufe großen Reichthums, und leider, Geld macht so ziemlich alles in der Welt glatt — regiert sie. Zudem war er der beste Freund des Vogtes oder „Fauths“

Lieb in Lohr, der in jenen Zeiten im Städtchen und dem dazu gehörigen Amtsbezirk als allmächtiger Herr und Gebieter galt. Man kann nun gewiß nicht behaupten, daß Anna den Totan gern gehabt; aber da ihre Eltern meinten, ihr einziges Kind säße einmal, weil sie arm seien, ihr Leben lang arm, heiratete sie nicht des Kupfermüllers Einzigen, hatte sie als folgsame Tochter gegen den Wunsch derselben nichts einzuwenden und gab sich, wenn auch schweren Herzens, in ihren Willen. . . . Als nun der alte Burkhard von seinem Sohne Totan hörte, er wolle das wenig vermögliche Herd-Männchen zum Weibe nehmen, kam es anfänglich zu argen Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn.

Doch auf die bündige Erklärung seines verzogenen Einzigen, in den er wie in einen Spiegel hineinsah, daß er niemals freien würde, bekäme er nicht das schöne Nachbarskind zur Frau, gab endlich der härteigste Alte nach. Nun schadete aber dem jungen Kupfermüller bei Anna viel weniger sein kohlfuchsiges Haar, als sein schlechtes Herz. Jeden Armen, der an seiner Türe eine Gabe der Barmherzigkeit heischte, wies er hart ab; fremdes Leid freute ihn; erregte einmal jemand seinen Zorn, so versöhnte er sich nie mehr mit ihm, wünschte ihm alles Böse an und schädigte ihn heimlich, wie und wo er nur vermochte. Sein Stolz war grenzenlos; bei jeder Gelegenheit mußte er der erste sein, und sonst ein Fils und Geizhals wie wenige, sparte er in solchen Fällen durchaus nicht.

Also Männchen galt als zukünftiges Weib Totans in Frammersbach und in der ganzen Umgegend; gehorsam ihren Eltern, machte sie mit dem ihr aufgedrungenen Bräutigam das „Ghamesfeuer“ (St. Johannisfeuer), Kirchweihmusik und Tanz mit, und wenn es zwischen ihm und seiner Braut auch keine „Kommnacht“ oder „Kommstunde“ (Fensterln) gab, so saß doch der Totan in der Lichtstube (Spinnstube) als berechtigter Freier bei Anna. Gerade in jener Zeit wurde der Schacht angelegt, und der Obersteiger Aquilin kam nach Frammersbach. Dieser nahm auch im „Hofreither-Biertel“ bei dem Bäcker seine Wohnung nebst Beköstigung, da er so nicht weit zum Bergwerk hatte. Aquilin war damals 30 Jahre alt und von seinem Gesichte und seiner Gestalt galt das alte Wort: „Die Sonne am Himmel muß sich freuen, wenn sie dem bildschönen jungen Mann ins Angesicht scheint!“

Dazu war seine Aufführung tadellos; er betrug sich still und gefest, war weder Trinker noch Spieler, und die Leute, die mit ihm geredet, sagten einstimmig: „Das ist einmal ein wirklich ordentlicher Bursche, der Grübe im Kopfe hat, denn er spricht wie ein Buch!“ Besuchte der fremde Obersteiger an Sonn- und Feiertagen Hochamt und Predigt, so trug er seine schmucke Bergknappentracht. Das schwarze Wams mit den weiten Ärmeln, den blanken, weißen Metallknöpfen und kleinen Krügelein nebst silbernen Faustel und Eisen, den breiten, glänzenden, schwarzledernen Gurt, vorne mit der Silberschnalle, und auf dem blondlockigen, edel geformten Kopfe die schwarze Samtkappe. So frisch und stolz, wie stattlich, schritt kein Bursche des Dorfes einher, und drum zog er auch, wie ein Magnet das Eisen, die Augen aller Mädchen und Weiber auf sich. Die jungen Burschen wünschten ihn allerdings weit weg über alle Berge. Das aber focht Aquilin gar wenig an; voll Andacht wohnte er dem Gottesdienste, ernst und aufmerksam der Predigt bei, und entfernte er sich mit den andern Andächtigen aus der Kirche, so bekreuzte er sich fromm mit Weihwasser aus dem Steinbecken an der Kirchentüre und schritt aus dem Hause des Herrn ebenso ruhig und sittsam, wie er es betreten hatte. Er grüßte und dankte auch dem Geringsten recht höflich. Jeden Morgen mußte er dem Laberflüßchen entlang zum Stollen, und weil er so in seinen Gedanken dahinschritt, nicht rechts, nicht links sah, bemerkte er erst nach langer Zeit, daß aus dem letzten Häuschen von Frammersbach an einem Fensterlein hinter den Blumenstöcken die schönsten himmelblauen Augen nach ihm ausspähten.

Der Maitanz war abgehalten und die große, schattige Linde auf dem Hauptplatz vor der Frammersbacher Kirche bildete statt eines selbst aufgerichteten Maibaumes, der sogenannten „Maie“, den Mittelpunkt des Platzes, der für den Reigen zugerichtet ward. Um diesen Lieblingsbaum befand sich, wie schon im Mittelalter zur Zeit der „Maiberren“ und der altdutschen „Mairitte“, im Viereck die „Bruck“, ein brei-

tes Brettergerüst mit Einfassung, bekränzter Eingangspforte und dem bekannten Musikantenhäuschen aufgeschlagen. Der Stamm der Linde selber war mit Fichtenkränzen umwunden, das Gezweige mit roten Bändern, der Gipfel jedoch mit allerlei Zierraten und bemalten Fähnchen von Blech geschmückt. Festliche Vorbereitung zum Maitanz traf jedes Haus, neue Gewandstücke waren angeschafft und Küchlein gebacken worden.

Am ersten Sonntag im Mai, so um drei Uhr nachmittags, begann der festliche Aufzug, nachdem zuvor im Wirtshaus, dem Versammlungsort der Teilnehmer an demselben, drei Reigen getanzt worden waren. Eine Anzahl Burschen, drei Mann, eröffneten den Zug. Darauf folgten drei „Kellera“, ebenfalls junge Frammersbacher in Hemdärmeln und weißen Schürzen, in den Händen volle, mit roten Bändern gepuzte Bierprenger (Gießfannen), hierauf die Musik. Dann schritten die Paare einher. Der erste Bursche hatte wiederum eine reich mit roten Maschen durchflochtene Birke (Maie) im Arm; sämtliche Paare waren hemdärmlich; die Burschen trugen hohe Sträuße aus „Marumkraut“ und Nelken, gleichfalls mit den überall schimmernden roten Bändern zusammengebunden, auf ihren Mühen, die Plazmädchen das festtägliche Maschentuch und buntseidene Busentücher. Unterwegs hielt der Zug wieder einigemal an, dann verrichteten die Mundschenten ihr Ehrenamt, und die Maizeiche von gelbem Blech ging durch die Reihen der Festteilnehmer. Nachdem darauf unter Borantritt der Musik und schier endlosem Gejauchze der Burschen die „Bruck“ ein paarmal umschritten worden, begann der Tanz, woran vorläufig nur die Paare teilnahmen. Unter den die Bruck umstehenden jungen Leuten, die sehnsüchtig den Augenblick erwarteten, da sie jedem Tanzliebhaber zugänglich und bald dicht gefüllt war, befand sich auch der neue Obersteiger Aquilin Weigand. . . . Der stand wie bezaubert da und sah zu; seine Augen jedoch folgten nur einer Maid, und diese war niemand anders als die schöne Anna! . . . Anfangs war der kohlfuchsig Kupfermüllers-Sohn Totan von dieser großen Aufmerksamkeit, die eine dörfliche Respektsperson, wie der stattliche Obersteiger, seiner Braut zollte, geschmeichelt und trug ihm nach herrschender Dorfsitte selber an, mit dem hocherglühenden Männchen „sich im Wirbel des Dreihers wegpülen zu lassen!“ . . . Denn wirklich, der Tanz dieses Paares war so rar, daß alle Versammelten riefen: „Solo! — Solo!“ oder, daß es allein tanzen sollte. Ja, mit heller Freude sahen die Leute zu und flüsterten sich zu: „Es möchte wohl weit und breit kein schöneres Paar geben, als Gangolf Herds wunderliebe Anna und den neuen Obersteiger Aquilin, und wie schade es sei, wenn sich die beiden nicht fürs Leben bekämen! . . . Unter dem Tanzen flüsterte Aquilin: „Aber, Männchen, warum schaust Du mich denn gar nicht an? Kannst Du mich denn nicht ein bischen leiden?“

Das Mädchen meinte ebenso leise: „Nein, ach nein!“ Als sie aber versuchen wollte, zu dem hochgewachsenen jungen Manne aufzublicken, vermochte sie es nicht und ward nur noch röter. Wieder begann der Obersteiger: „Und ich würde nie müde werden, Dich immer und immer wieder anzusehen, Du herzige Maid! . . .“ Nun glaubte Anna fast vergehen zu müssen vor heller Scham, daß der so wohlgebildete Bergbeamte mit ihr, dem armen Mädchen, also spreche. . . . Noch mehr würde der Obersteiger zu ihr geredet haben, doch leider ging der Schleifer soeben zu Ende und der junge Kupfermüller, dessen Stolz in eifersüchtigen Groll umgeschlagen, beeilte sich, dem plötzlich aufgetauchten, so gefährlichen Nebenbuhler seinen Schatz zu entführen.

Nun beteiligte sich Aquilin nicht weiter mehr an dem Tanze, doch, während er so unter den Zuschauern dastand, suchten seine Blicke unausgesetzt die liebe Maid und unwillkürlich schauten auch die sanften, kornblumenblauen Augen derselben nach ihm aus.

Doch stets senkten beide ihre Blicke, wenn sie sich halbwegs trafen, just als fänden sie sich auf verbotenen Pfade.

Als am andern Morgen der Obersteiger an Annas elterlicher Wohnung vorbeiging, beschäftigte sich diese vor derselben emsig mit ihrem Milchgeschirr, und Aquilin blieb mit freundlichem Gruße vor ihr stehen: „Recht guten Morgen, Männchen! Hast Du Dich denn schon so früh von aller Tanzmüdigkeit vom gestrigen „Maie“ ausgeruht?“

Da lächelte das Mädchen so recht holdselig: „Die Müdigkeit war gar nicht weit her.“ Doch als sie Aquilins strahlende Augen fest auf sich gerichtet sah, wendete sie sich, wie mit Blut übergossen, in zaghafter Verlegenheit ab. Als nun Weigand fast betäubt fragte: „Was hast Du denn gegen mich, daß Du mich nicht einmal ansiehst? Bist Du mir denn böse?“ da schüttelte Anna nur ihr schönes Haupt und eilte in das Haus, Aquilin aber setzte, in tiefes Nachsinnen versunken, seinen Weg dem Laberufer entlang zur Eisengrube fort. . . .

Abends ging er den gleichen Weg heim, so sehr er sich aber bemühte, durch die kleinen, aber blitzblanken Fensterscheiben das Mädchen zu erspähen, gelang es ihm doch nicht, und auch sein öfteres Umschauen, nachdem er an Herds Häuschen vorüber war, nützte ihm nichts, denn Anna sah durch eine Ritze der zugemachten Haustüre, und die Aufmerksamkeit, welche der Obersteiger der Möglichkeit, sie ein wenig zu erblicken, gewidmet, erfreute sie herzlich. Tags darauf traf Aquilin die Maid eben, als sie am laufenden Brunnen für ihre paar kleinen, braunroten Röhre vom Rhönschlag Wasser schöpfte.

Diesesmal konnte sie nicht entweichen, aber reden mochte sie noch immer nicht so recht mit dem höflichen jungen Mann, und meistens lächelte sie nur. Nun war, wie man zu sagen pflegt, das „Eis“ gebrochen, denn von jetzt an sahen sich die zwei jeden Morgen und Abend, und nach etwa einer Woche plauderte das Paar schon recht gemütlich miteinander, wobei der Obersteiger wie bezaubert war, hasteten Annas Augen eines Gedankens Weile auf seinem wohlgebildeten männlichen Angesichte. Nach einiger Zeit meinte der alte Herd seinem Weibe gegenüber: „Mir kommt's vor, als wenn der Obersteiger Weigand ein Auge auf unser Kind hätte,“ worauf die Mutter versetzte: „Kannst wohl recht damit haben, aber mir paßt's besser, wenn das Mädchel Totan, den reichen Kupfermüllerssohn, nimmt, der so sehr in dasselbe verschossen ist.“ . . . Der alte Kleinhäusler zuckte nur als Antwort seine Schultern. Doch die Eltern hatten keine Ahnung davon, daß gerade jetzt hinter ihrem Hause auf dem Bleichplatz, wo eben ihr Töchterchen das selbstgesponnene Gewebe aus Baumwolle und Leinen, den sogenannten „Beidergemang“, begoß, der Totan vor ihr stand, sie mit bitteren Vorwürfen überhäufend, indem er unter anderm grollte: „Du läufst dem windigen Steiger, dem Spitzelreiter, nach, der zu Fimmelhausen (Unterfranken) jeden Pfingstmontag wohl mit den älteren Burschen in die Wette ritt, wie einst die Troßbuben des dortigen Ritters, als rechter Hungerleider sich dann auch von den Mädchen die seidene Fahne geben ließ, ihnen jedoch die übliche Bratwurst mit Semmel schuldig blieb!“ worauf das schmollende Mädchen versetzte: „Das ist nicht wahr, der Herr Obersteiger muß jeden Tag auf dem Gangsteig zweimal an unserem Haus vorbei, und wenn er mich da so artig grüßt, soll ich so grob wie ein Häcker, die darin bekannt sind, sein und ihm nicht danken, oder wenn er mich anspricht, nicht Gegenrede stehen? . . . und älter als Du ist der manierliche Mann auch nicht!“ schloß ziemlich gereizt die ländliche Schöne ihre Verteidigungsrede Weigands. . . . „Doch Du sollst mir einmal nicht mit ihm schwätzen!“ polterte der junge Kupfermüller. . . .

Da richtete sich Anna aus ihrer gebückten Stellung beim Beidergemang-Begießen auf und fragte: „Wer befiehlt mir's?“ . . . worauf Totan zornig rief: „Wer sonst als ich — ich, Dein Hochzeiter!“

Da lächelte Anna spöttisch: „Du? — Nun Du hast ja bei recht artigen Leuten die Art des Freiens gelernt. . . . Aber denk' Dir nur, daß zum „Schulmad-Bestellen“ (Kranzjungfer) und zur „Scheuerpredigt“, wenn der Schullehrer uns beim Hochzeitessen einmal Glück wünschen sollte, noch recht lange Zeit hin ist, wie überhaupt zum Heiraten ihrer immer zwei gehören!“

„Was, Anna! Du willst mich nicht? Bedenkst Du denn so gar nicht, daß ich der reichste Bursche in Frammersbach und der ganzen Umgebung bin?“

„Und ich eines der ärmsten Mädchen,“ sagte sie sogleich schlagfertig; „siehst Du, schon deshalb passen wir nicht zusammen. Du mußt Dir sobald als möglich eine andere und zwar eine recht reiche Braut suchen.“ . . .

„Ich mag aber keine andere — ich will nur Dich!“ gab der auf seines Vaters Geldsack Hochende schon kleinlauter bei,

und, als ihn nun Nennchen stehen ließ und weggehen wollte, hastete er sich ihr nach, faßte ihre Hand und rief unter Tränen: „Verzeih! verzeih! Ich kann ja ohne Dich nimmer leben!“

„Nachdem Du schon fast dreißig Jahre recht gut ohne mich gelebt hast, wirst Du's auch weiter so können,“ entgegnete sie mit abgewendetem Antlitze. . . . Und als er nun dringender bat und flehte: „Nennchen, werde doch mein Weib!“ da versetzte sie fest: „Nie!“ — und schlüpfte in die offene Haustüre.

Sie war auf ihr Stübchen geeilt und nun dachte sie erst daran, daß Totan sie schon von der Schule her sehr geliebt und konnte auch gar nicht begreifen, wie sie das Herz hatte fassen können, ihn so abzufertigen. . . . Gewiß, noch vor mehreren Wochen hätte sie sich willig darein gefunden, sein Weib zu werden, denn damals ahnte sie nicht, was wahre Zuneigung zu einem Manne bedeutet. Jetzt aber wußte und fühlte sie, daß sie zu Totan kein Fünkchen Liebe, wohl aber eine recht innige zum — Obersteiger hegte.

Ihre Eltern wußten vom ganzen Vorfall nichts; am Abend aber kam der alte Kupfermüller und Ortsvorstand, Totans Vater, und freite in altüblicher Form um Anna. Währenddem jedoch barg sich diese hinter den Bienenstöcken und weinte bitterlich; in ihrem Seelenschmerze bemerkte sie gar nicht das Herankommen des Obersteigers, der sofort, als er die in Tränen aufgelöste sah, mit der Schnelligkeit eines Hirichen die Weißdornhecke an Herds Gemüsegärtlein übersprang, seinen Arm sanft um den schlanken Leib des Mädchens legte und voll inniger Teilnahme forschte, warum sie so sehr weine. . . . Da seufzte denn Nennchen: „Drin in unserer untern Stube sitzt der alte Kupfermüller Burkhard, der den Werbspruch um mich für seinen Sohn bei meinen Eltern anbringt, und ich bin gewiß, daß ihm diese wegen seines Reichthums das Jawort geben werden.“

„Du aber — Du magst ihn nicht?“ forschte ängstlich Aquilin. . . . „Heute hab' ich's ihm in der Frühe selber gesagt, daß ich ihn nie und nimmermehr heiraten werde,“ stieß das Mädchen schluchzend hervor. . . . Jetzt schloß er Anna an seine Brust und forschte zärtlich: „Ich liebe Dich mehr als mein Leben, liebes Kind! Willst Du nicht meine Frau werden? Sieh, ich habe ein gesichertes Brot, und, wenn ich auch den Reichthum des Kupfermüllers nicht besitze, so bin ich doch wohlhabend durch das kleine Erbe meiner braven, seligen Eltern, deren einziger Sohn ich war, und durch mehrjährige Ersparrnisse.“

Da flüsterte das überraschte Mädchen ein freudiges „Ja“, barg aber hocherröthend ihr liebliches Antlitz in ihre Schürze. Der Obersteiger sagte jetzt kein Wort mehr, jedoch zog er schnell sein Bräutlein durch die Hintertüre ins Haus und trat in die geräumige Stube, wo der alte Burkhard den ihm aufmerksam zuhörenden Eltern Annas sein großes Hab und Gut vorrechnete. Aquilin grüßte mit dem damals unter Katholiken allgemein üblichen frommen Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ und begann sofort nach dem gleichen Gegenbescheid „In Ewigkeit, Amen!“: „Lieber Vater! Liebe Hausmutter! Gerade habe ich mich draußen unter Gottes Himmel mit Eurer lieben Tochter Anna versprochen. Sie hat mir ihr freiwilliges Jawort gegeben und so bitten wir beide denn um Euren elterlichen Segen und geloben Euch alle kindliche Liebe und Gehorsam.“ (Fortsetzung folgt.)

### Süße Rast.

(Nachdruck verboten.)

**M**ein Erdenleid vorüberzieht  
Gleich einem schwarzen Wolkenschleier,  
Seit Gottes Liebe mich umglüht  
Mit ihrem heilig' reinen Feuer.

Wie ist mein Leben jetzt so klar,  
So voll von tiefen Seligkeiten,  
Ein Glück so rein und wunderbar  
Dann Gottes Liebe nur bereiten.

Er nimmt wohl auch des Leidens Last  
Von mir mit gnädigem Erbarmen,  
Dann halt' ich traute, süße Rast  
In seinen treuen Vaterarmen.

Karlsruhe.

Luise Bruhn.

## Fürst Herbert Bismarck †.

(Mit Abbildung.) (Nachdruck verboten.)

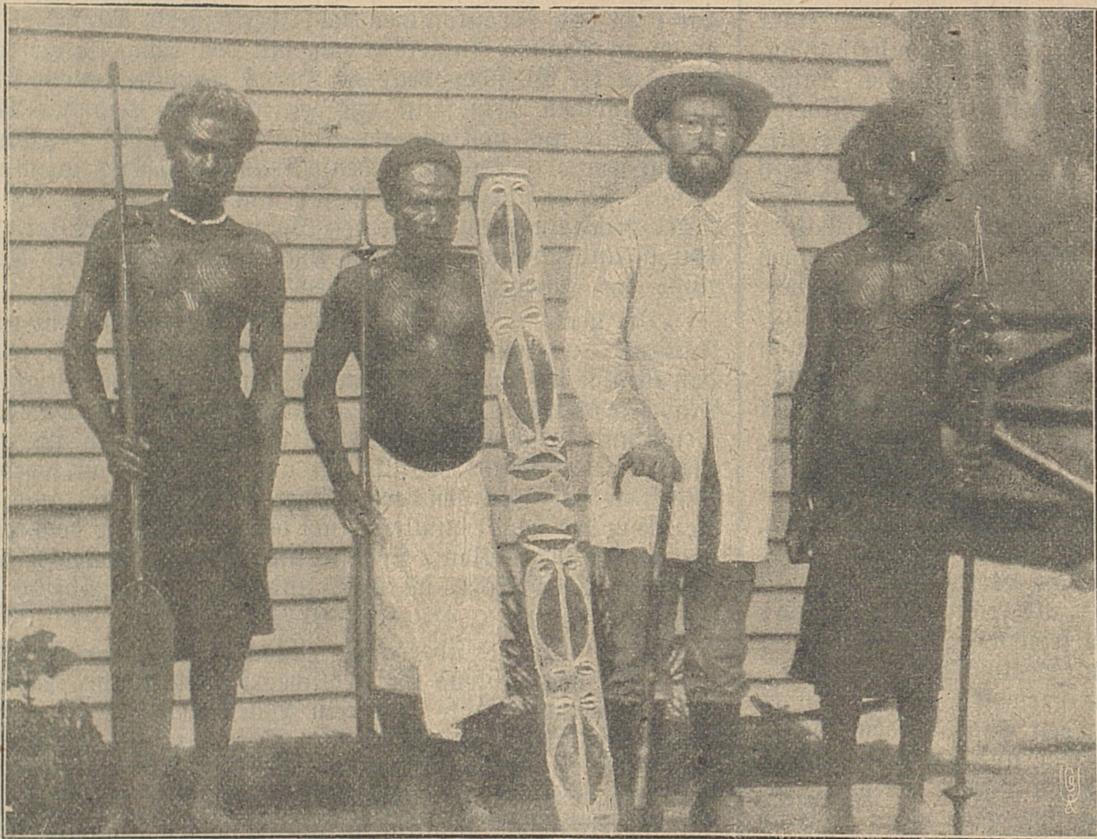
Im Herrenhause zu Friedrichsruh, dem Stammsitz der Familie Bismarck, ist am 18. September 1904 der älteste Sohn des ersten deutschen Reichskanzlers, Fürst Herbert Bismarck, gestorben. Bereits im Frühjahr dieses Jahres war er von einem Leberleiden befallen worden, von dem er sich jedoch bald wieder erholte, bis vor kurzem ein Rückfall eintrat. Trotzdem die berühmtesten Ärzte beigezogen wurden und die Gattin des Kranken seine Pflege persönlich überwachte, gelang es nicht, den Tod von ihm fernzuhalten. Nachdem er in den letzten Tagen bewußtlos geworden, verschied er nach kurzem Todeskampf, umgeben von seiner Familie, die in ihm einen guten Gatten und Vater betrauert.

Im Alter von 55 Jahren, seit 12 Jahren verheiratet, als Vater von fünf blühenden Kindern, ist Fürst Herbert Bismarck verschieden, nachdem ihm vor zwei Jahren sein jüngerer Bruder Wilhelm (Bill genannt) im Tode vorangegangen. Die eiserne zähe Konstitution des Vaters hatten Bismarcks Söhne nicht geerbt; von den drei Kindern des Altreichskanzlers lebt jetzt noch die im 56. Lebensjahre stehende

lich seinem Vater als politischer Privatsekretär. 1882 wurde er Botschaftsrat in London, im Januar 1884 nach St. Petersburg versetzt, im Juli 1884 zum Gesandten im Haag ernannt, schon Weihnachten 1884 aber in das Auswärtige Amt berufen, wo er Mai 1885 Unterstaatssekretär wurde. 1881 bis 1886 vertrat er den Wahlkreis Lauenburg als Mitglied der Reichspartei im Deutschen Reichstage. 1886 erfolgte seine Ernennung zum Staatssekretär des Auswärtigen Amtes und im Dezember 1887 zum Wirklichen Geheimrat. Kaiser Friedrich berief ihn im April 1888 als Staatsminister auch in das preußische Staatsministerium. Als Fürst Bismarck am 20. März 1890 von seinen Aemtern zurücktrat, nahm er wenige Tage darauf ebenfalls seine Entlassung. Er übernahm 1891 die Verwaltung des Gutes Schönhausen und vermählte sich am 21. Juni 1892 mit Gräfin Marguerite Hohenzollern. 1893 und 1898 wurde er wiederum in den Reichstag gewählt (Wahlkreis Jerichow), wo er sich meist zu den Deutschkonservativen hielt. Nach dem Tode seines Vaters (30. Juli 1898) folgte er diesem im Besitz des Fürstentitels und der Herrschaft Friedrichsruh.

Die staatsmännische und parlamentarische Bedeutung des Verewigten wird sehr verschieden beurteilt. An das Genie seines Vaters reichte er nicht heran, seine Befähigung ging kaum über das Mittelmaß hinaus. Einige Fehlgänge in Behandlung staatlicher Angelegenheiten, die man einem andern ohne weiteres hätte hingehen lassen, wurden ihm als dem Sohne des Reichskanzlers in besonderer Weise angerechnet. Deshalb litt es ihn auch nicht länger mehr auf seinem Ministerposten, nachdem sein Vater den Abschied genommen. Nichtsdestoweniger besaß Fürst Herbert die Sympathien weitester Kreise, und sein Tod rief allenthalben aufrichtige Teilnahme hervor. Unter den ersten, die der Familie Bismarck ihr Beileid ausdrückten, befanden sich der deutsche Kaiser und der König von England.

Die Beisetzung der irdischen Ueberreste des Fürsten fand am 21. September im Mausoleum zu Friedrichsruh an der Seite seines Vaters statt. Mit den trauernden Familienmitgliedern waren zur Beisetzungsfeier im Schloß versammelt



Zur Ermordung katholischer Missionare in Neupommern: Der ermordete Pater Rascher mit Eingeborenen.

Gräfin Rantzau. Der Verstorbene hinterläßt zwei Mädchen und drei Knaben im Alter von 1 bis 11 Jahren. Sein ältester Sohn, der Träger des Fürstentitels, ist der siebenjährige Otto. Aus der Ehe des verstorbenen Grafen Bill entstammen drei Mädchen und ein achtjähriger Knabe, so daß der Name Bismarck in direkter Abstammung vom Altreichskanzler nach menschlicher Berechnung erhalten bleibt. Die Gattin Herbert Bismarcks, die geborene Gräfin Hohenzollern, stammt väterlicherseits aus ungarischem Militäradel und mütterlicherseits von dem englischen Torpedofabrikanten Whitehead.

Herbert Nikolaus Bismarck war am 28. Dezember 1849 zu Berlin geboren; er studierte in Bonn und Berlin die Rechte und machte den Feldzug beim 1. Gardedragoneregiment mit. Bei Mars-la-Tour am 16. August 1870 schwer verwundet, wurde er am 2. September 1870 zum Offizier ernannt. Weihnachten 1873 trat er in den Dienst des Auswärtigen Amtes und wurde bei den Gesandtschaften in Dresden und München und dazwischen schon damals vielfach beim Reichskanzler direkt beschäftigt. Nach bestandenen diplomatischen Examen (März 1876) arbeitete er zuerst bei der Gesandtschaft in Bern, im Winter 1876/77 bei der Botschaft in Wien und diente sonst bis Ende 1881 ausschließ-

lich die Mutter der Fürstin, Gräfin Hohenzollern, ferner der Bruder der Witwe und andere Verwandte. Die Fürstin mußte wegen großer Schwäche der Feier im Mausoleum fernbleiben. Der blumenbeladene Sarg wurde auf den Schultern altertümlich gekleideter Bauern getragen. Unmittelbar hinter dem Sarge schritt der Reichskanzler Graf Bülow, Generaloberst Gahnke als Vertreter des Kaisers, der Vertreter des Prinzen Heinrich, die Vertreter des Staatsministeriums, der Parlamentsfraktionen, des Auswärtigen Amtes, der Ausschüsse der Studentenschaft, die Träger zahlreicher Kränze, die Förster und Beamten. Nach der Ankunft im Mausoleum fand eine einfache, kurze Feier statt.

Der Stammbaum der Familie Bismarck reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück. Dieses altmärkische Adelsgeschlecht ließ sich bereits um 1230 in dem Städtchen Bisemarf und später in Stendal nieder. Rube von Bismarck, dessen die Chronisten um 1309 als des Altmeisters der Gewandschneidergilde Erwähnung tun, hatte einen Sohn Claus, der vom Markgrafen Ludwig von Brandenburg aus Dankbarkeit für geleistete Dienste mit der Herrschaft Burgstall belehnt wurde, dieser wäre als der eigentliche Stammvater der Familie von Bismarck anzusehen.

# Ermordung katholischer Missionare in Neupommern.

(Hierzu sechs Abbildungen.)  
(Nachdruck verboten.)

Eine überaus betäubende Kunde, die jedes fühlende Herz mit Trauer und Mitleid erfüllen muß, ist aus den katholischen Missionen der Südsee zu uns gedrungen: in der deutschen Missionsstation St. Paul auf Neupommern (Gazellenhalbinsel) sind am 13. August 1904 zwei Patres, drei Brüder und fünf Schwestern der Mission von den Eingeborenen ermordet worden. Ueber diese Schreckenstat, die infolge der Abgeschiedenheit jener Insel erst Anfangs September in Deutschland bekannt geworden ist, werden folgende Einzelheiten berichtet: Auf dem Bainingerge bei Herbertshöhe haben Eingeborene der Bainingstämme und befreite Sklaven am 13. August auf die Missionen St. Paul und Nacharmap einen Ueberfall gemacht. Alle Missionäre wurden niedergemetzelt und für 60 000 Mark Vorräte geplündert. Den Anlaß gab angeblich der Freikauf von Sklaven. Der Ueberfall erfolgte unerwartet um 9 Uhr morgens. Die Missionäre wurden bei ihrer Arbeit überrascht. In Sankt Paul wurde der Vorsteher Pater Matthias durch einen Gewehrschuß von dem von ihm befreiten und aufs beste behandelten Sklaven Tomari ermordet, ebenso der herbeieilende Bruder Joseph Bley und die Schwester Anna. Die Brüder



Schwester Agatha.



Schwester Anna.



Schwester Angela.



Schwester Agnes.



Schwester Sophie.

## Zur Ermordung katholischer Missionare in Neupommern.

von: ard Blaschaert und Schellekens, die Schwestern Sophia und Agatha wurden durch Beiliebe, die Schwester Agnes auf der Hausveranda und die Schwester Angela an der Rückwand des Altars durch Keulenhiebe getötet. In Nacharmap wurde Pater Heinrich Mitten geköpft. Die ferner geplante Ermordung der Missionäre von Marienburg wurde durch deren Abwesenheit vereitelt. Von der von Herbertshöhe abgesandten Polizeitruppe wurden sechzehn der Mörder erschossen, zwanzig gefangen. Die Verfolgung dauert fort. Der Kapitän des Schiffes, das zuerst die Schreckenbotschaft nach Deutschland brachte, erzählt, ein Komplott zur Niedermachung aller Weizen sei im Juli entdeckt und vereitelt worden.

Ueber die Persönlichkeiten dieser Helden und Heldinnen des Glaubens und der christlichen Liebe, die ihr Blut und Leben für Jesus Christus und seine heilige Sache geopfert haben, hier einige kurze Notizen:

P. Matthias Kascher, Vorsteher der Missionsstation Sankt Paul (Baining), der noch kürzlich wegen seiner hervorragenden

Leistungen in der Sprachenforschung der Südsee-Inulaner durch die Verleihung des Kronenordens 4. Klasse ausgezeichnet wurde, stammt aus Bayern. Er wurde geboren am 12. November 1868 zu Sambach in der Diözese Bamberg, zum Priester geweiht am 15. Juli 1895 im Herz-Jesu-Kloster zu Antwerpen (Belgien), und reiste im September desselben Jahres nach Neupommern ab. Durch seine Sprachkenntnis und sein freundliches Wesen gelang es ihm, unter den Bainingern eine segensreiche Missionstätigkeit zu entfalten, die er nun mit seinem Blute besiegelt hat.

P. Heinrich Mitten war ein Holländer. Er wurde geboren am 31. Januar 1873 zu Tilburg, zum Priester geweiht am 5. August 1900 und reiste am 18. Oktober 1900 mit dem Missionsbischof Msgr. Couppé nach Neupommern ab.

Ueber Bruder Bley, einen Trappistenbruder aus der Abtei Banjaluka in Bosnien, welcher mit einem andern Trappisten zur Einrichtung des Sägewerkes am Torinflusse nach Neupommern abgereist war, fehlen nähere biographische Notizen. Wir wissen nur, daß er aus Haltern in Westfalen gebürtig und ein Bruder von P. Leonhard Bley, Missionar vom heiligsten Herzen Jesu, war.

Bruder Eduard Blaschaert wurde geboren am 15. Juli 1871 zu Oerslag bei Breda in Holland, trat in die Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu am 8. Dezember 1894 ein und reiste gleichfalls am 18. Oktober 1900 mit dem Missionsbischof Couppé nach Neupommern ab.

Bruder Johann Schellekens wurde geboren am 26. Februar 1873 zu Osterwijk, Diözese Herzogenbusch (Holland), trat 1894 in die Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu zu Tilburg (Holland) ein und reiste im September 1899 nach Neupommern ab.

Schwester Anna (Katharina Utsch) wurde geboren am 14. November 1878 zu Muderzbach, Kreis Altenkirchen, Regierungsbezirk Trier,

trat in die Genossenschaft der Missionschwestern vom heiligsten Herzen Jesu am 25. März 1901 zu Hiltrup ein und reiste am 10. September 1902 nach Neupommern ab, wo sie sich hauptsächlich in der Krankenpflege betätigte.

Schwester Agatha (Elisabeth Rath) wurde geboren am 13. Mai 1877 zu Senden in Westfalen, trat am 15. August 1901 in die Genossenschaft der Missionschwestern vom heiligsten Herzen Jesu zu Hiltrup ein und reiste am 2. Februar d. J. mit der letzten Missionskarawane in die Südsee-Mission ab.

Schwester Angela (Wilhelmine Balka), Lehrerin von Beruf, wurde geboren am 7. Oktober 1875 zu Zaleszczyki in Galizien (Oesterreich), trat am 13. Mai 1902 in die Genossenschaft der

Missionschwestern vom heiligsten Herzen Jesu zu Hilstrup ein und reiste gleichfalls am 2. Februar d. J. nach Neupommern ab.

Schwester *Agnès* (Katharina Goller), Lehrerin von Beruf, wurde geboren am 2. September 1881 zu Ruhmannsfelden in Bayern, trat am 25. März 1901 in die Genossenschaft der Missionschwestern ein und reiste am 10. September 1902 mit einer zahlreichen Missionskarawane nach Neupommern ab.

Schwester *Sophia* (Anna Schmitt) wurde geboren am 26. Oktober 1879 zu Mühlben, Kreis Eberbach in Baden, trat am 2. Februar 1902 in die Genossenschaft der Missionschwestern ein und reiste am 2. Februar d. J. nach Neupommern ab, wo sie hauptsächlich in der Krankenpflege tätig war.

Die Missionäre und Schwestern, welche in jenen wilden Ländern christliche Religion und Sitte verbreiten, müssen opfermutig, ja todesmutig sein. Ihr Glaube macht sie zu Helden. Und so innig wir diese Opfer beklagen, so sind wir doch stolz darauf, daß es dem christlichen Glauben nie an solchen Helden gefehlt hat. Auf eine offizielle Anfrage des Vorstandes der Herz Jesu-Mission in der Südsee haben sich im Missionshause bereits zahlreiche Patres, Brüder und Schwestern als Ersatz für die ermordeten Missionäre in Baining gemeldet.

Was den unter deutscher Schutzherrschaft stehenden Bainingstamm angeht, so kannte ihn der Missionar Vater *Rascher* besonders gut. Er hatte schon mehrere Jahre Nordwestbaining missioniert, und machte jüngst eine Forschungsreise durch den Südosten des Bainingerlandes, dessen Bewohner er folgendermaßen schildert: Die am Fuße des Sinewit wohnenden Kanachen gehören zum Stamme der Südost-Baininger, die in den Quellgebieten des Toriu und des Karawat, sowie auf den Höhenzügen längs des St. Georgs-Kanals bis hinab zur weiten Bucht anfassig sind. Der Südoststamm schien mir volkreicher zu sein als der im Nordwesten, bei dem ich gewöhnlich wohne. Die einzelnen Siedelungen, aus zehn bis zwölf runden Hütten bestehend, fand ich mit einer Menge von Holzklößen umgeben, zur Abwehr gegen die vielen Schweine; die einzelnen Hütten waren meist so hoch, daß man aufrecht darin stehen konnte. Hin und wieder gewährte ich ein aus Holzstäben zusammengesetztes Bett. Unmittelbar unter dem Dache lagen Brennholz, Waffen, Kalk, Tragneke, kleine viereckige Neke zum Fischen, ferner drei bis vier Meter lange, aus starken Schnüren angefertigte Neke zum Fangen von Wildschweinen und Kasuaren. Sonst herrschte überall derselbe Schmutz und dieselbe Unordnung wie in den Wohnungen der Nordwest-Baininger.

Der Baininger des Südoststammes ist von seinem Landsmann im Nordwesten in seiner äußeren Erscheinung nicht besonders verschieden. Es ist derselbe Typus mit denselben groben Formen: viereckigem Kopf, breitem Mund, breiten Schultern, dickem Bauch, starken Waden und platten Füßen. Stärker als ihre Namensvetter im Nordwesten sind die Südost-Baininger gebaut.

Feinde des Südoststammes sind die Taulil am Barzinberge, die unter Anführung des To Kulap die Bergbewohner angreifen; selbstverständlich benutzen dann diese die erste beste Gelegenheit, um sich zu rächen. Möchte es doch gelingen, die Taulil mit den Bainingern definitiv zu versöhnen, damit endlich auch die Europäer ohne Gefahr für ihr Leben jene fruchtbaren Gebietsteile durchwandern könnten.

Ost- und West-Baininger leben mit einander im friedlichen Verkehr. Die Sprache beider Stämme ist so ziemlich die gleiche, wenn man von einigen Dialektunterschieden absieht. Während die Nordwest-Baininger auf jedwede Bekleidung verzichten, tragen die Männer im Südosten ein einfaches Stück Lopa, das sie in Form eines Gürtels um die Lenden schlagen, und die Frauen überdies noch eine Art Tragneke, das, quer über die Brust geworfen, ihnen fast bis zu den Knien herabreicht. Schmuck und Verzierungen des Körpers schienen allen unbekannt zu sein; nur am Arme trugen sie ein aus gefärbten Lianen fein gewebtes Band.

Vortrefflich unterscheiden sich die Südost-Baininger dadurch von ihren Stammesgenossen im Nordwesten, daß sie keine Menschenfresser mehr sind; zur Nahrung ver-

wenden sie meistens Laros von riesiger Größe. Kokos- und Nrekapalmen, sowie Brotbäume sind nicht vorhanden; man holt sich die für das Betelkauen notwendigen Nrekanüsse bei den Nordwest-Bainingern oder an den Ufern des Toriu. Hierhin oder zum St. Georgs-Kanal machen die Eingeborenen auch ihre Streifzüge, um Kalk zu erlangen. Auf solchen Wanderungen stoßen öfter die einander fremden Stämme zusammen, wobei es dann regelmäßig zu Kämpfen kommt, die mit Todschlag enden.

## Ihr Geburtstag.

Von M. Fr. Schloß-Maurer.

(Nachdruck verboten.)

**N**acht Wochen schon, seit sie ihn verlassen, seit man sie zur letzten Ruhe draußen auf dem Friedhose gebettet, und heute ist ihr Geburtstag.

Der Mann am Fenster schaut vor sich hin, hinaus in den herblichen Garten, wo Blatt auf Blatt lautlos zur Erde fällt und über den sich schon die Dämmerung breitet. Er fröstelt. Dann sieht er auf die Uhr.

Schon fünf! Bis die Patientin, die sich — wie seit zwei Wochen — zur täglichen Behandlung einstellen wird, wieder fortgeht, ist es dunkel, und er hat keine Zeit gefunden, an der Gattin Grab zu treten. Wohl hat die Tochter heute Morgen einen Strauß der geliebten weißen Rosen hinausgetragen, aber er konnte sie nicht begleiten, ihn rief die Pflicht.

Ein arbeitsreicher Tag liegt hinter ihm, wie sich deren — seit langen Jahren — einer an den andern reihte, reich an Mühe, aber auch an Erfolgen. Immer spärlicher waren ihm die Stunden des Ausruhens in seiner Häuslichkeit an der Seite der Gattin und der heranwachsenden Tochter zugemessen, allzu spärlich; aber er hatte sich mit den kommenden Tagen getröstet, wo er sich zur Ruhe setzen würde. Dann wollte er nochmals sein häusliches Glück so recht aus dem Vollen genießen, wie zu Anfang der Ehe, als er noch nicht der vielgesuchte Arzt gewesen. Und jetzt, da er sich diesem Ruhepunkte näherte, da ging sie fort und ließ ihn allein!

„Verzeih' mir, Anna,“ spricht er, zu ihrem Bilde aufsehend, „verzeih' mir, wenn Du auch jetzt im Tode, wie so oft im Leben, zurückstehen mußt. Du weißt, es geht nicht anders.“

Ihm ist, als warte die Schläferin da draußen auf seinen Besuch, heute an ihrem Geburtstage. „Vergib, wenn ich Dich warten lasse!“ — Es klopft. —

„Ach, Herr Doktor, Sie sind wohl schon lange zu Hause und haben mich erwartet. Ich konnte nicht früher kommen. Ich habe Sie doch von nichts Dringendem abgehalten?“

„Nein, gnädige Frau.“ — Es klingt kurz, weniger verbindlich als sonst.

Die junge, elegante Frau sieht ihn erstaunt an; sie ist das nicht von ihm gewöhnt. Sie schweigt einige Zeit, sich seiner Behandlung überlassend, aber bald fällt ihr die Stille auf die Nerven.

Was hat er nur? — Er soll mit ihr reden! — Sie versucht es mit kleinen Scherzen, auf die er sonst bereitwillig einging. Heute sind alle Versuche erfolglos. Jede Neckerei prallt ab an seiner Wortkargheit.

Als er sie entläßt, unterdrückt sie mit Mühe ein „Gott sei Dank“. — Dafür aber sagt sie, mit kokettem Augenaufschlag, ihm die Hand reichend: „Leben Sie wohl, Herr Doktor, und seien Sie morgen doch netter zu mir. Heute waren Sie ja der reine steinerne Gast.“ — „Leben Sie wohl!“ — Sie rauscht hinaus; der Zurückbleibende lächelt bitter. —

Draußen ist die Nacht herabgesunken. Der Wind jagt große Regentropfen gegen das Fenster. Nun, die kleine Frau wird es ja nicht stören; ihr Wagen hat sie unten erwartet. Wie hat sie ihm doch gesagt? — „Seien Sie morgen doch netter zu mir!“ — Ja freilich, sie darf das verlangen und sie tut's wie alle „feine Damen“. Er hat sie ja alle verwöhnt mit seiner schonenden, gleichmäßig liebenswürdigen Art, und jetzt fordern sie das, was er früher verschwenderisch gewährt.

Keine fragt, wie es in ihm aussieht, wie trostlos. Hat ihm eine, auch nur eine einzige von allen, die er so verwöhnt, nach dem Tode der Gattin ein wirklich linderndes Wort zu sagen gewußt?

Phrasen, nichts als Phrasen, und vor allen die eine: „Wie gut, daß ihr Beruf Sie so ganz in Anspruch nimmt; Sie werden den Verlust dadurch leichter tragen, als andere, die ausgiebiger das Glück der Häuslichkeit genossen.“



Der Mittelpunkt des deutschen Reiches

ist die in der Provinz Brandenburg gelegene, etwa 12000 Einwohner zählende Stadt Spremberg. Dieses bisher wohl nur sehr wenigen bekannt gewesene geographische Faktum verkündet der oben im Bilde wieder-gegebene, jetzt in Spremberg aufgestellte Denkstein.

schäftigen Arzt kennen, der in der Praxis soviel Lebenswürdigkeit verausgabt. Noch immer fällt der Regen; es hält ihn nicht ab.

Er nimmt den Hut und geht hinaus durch das Dunkel in den Sturm, hinaus an das Grab seines Weibes.

Ein paar ruhige Tage hatte man ihm gegönnt. Dann forderte das ganze Wesen seiner Patientinnen: „Sei wieder der Alte! Nur so verehren wir Dich; sei wieder Du selbst, lebenswürdig und heiter!“

Und er hatte sich gezwungen zu dem, was man von ihm verlangte, gezwungen, um zu Hause — sobald das sorgende Auge der Tochter nicht mehr über ihm wachte — zusammenzubrechen. Der schlafte Mann stöhnt auf und fährt sich mit der Hand durch das ergraute Haar.

„Seien Sie morgen netter zu mir!“ Die eine, die er verloren, die hat ihm das nicht gesagt, auch nicht, wenn er müde und wortfarg nach Hause gekommen, und er hat sie geliebt, sie und ihr Kind, denen er sich nur so wenig widmen konnte.

Wie sie ihm fehlt, wie er sie verehrt, das freilich können die nicht ahnen, die in ihm nur den stets ge-

### Das durch eine Feuersbrunst zerstörte Städtchen Binsdorf in Württemberg.

(Mit Abbildung.)

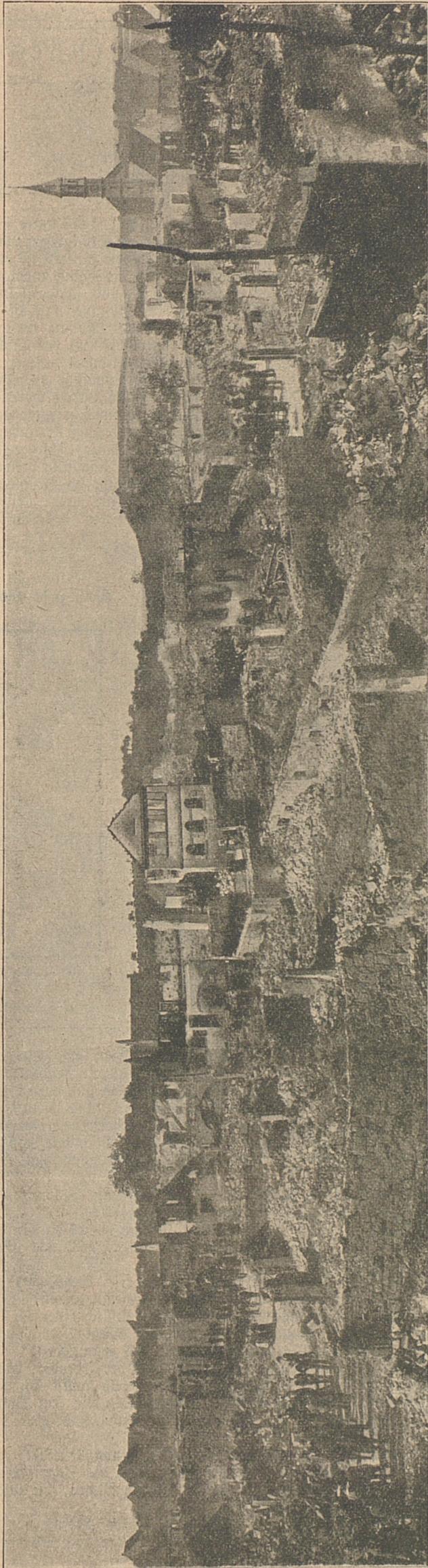
(Nachdruck verboten.)

Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit ist das Königreich Württemberg von einer großen Feuersbrunst heimgesucht worden, die wiederum einer Gemeinde dieses Landes sehr verhängnisvoll werden sollte. Nachdem wenige Wochen zuvor ein Brand das Dorf Hilsfeld bei Heilbronn nahezu vollständig einäscherte, ist am 17. September 1904 in dem Städtchen Binsdorf, im württembergischen Oberamt Sulz am Neckar, ebenfalls Feuer ausgebrochen, das infolge des herrschenden Wassermangels und des starken Windes mit so rasender Schnelligkeit um sich griff, daß schon nach wenigen Stunden das halbe Städtchen in Flammen stand. Die Feuerwehr war fast machtlos dem rasenden Element gegenüber. Das Vieh konnte gerettet werden, dagegen ist viel Mobiliar, sowie Ernte- und Futtervorräte in großen Mengen dem Feuer zum Opfer gefallen.

Von den 186 Wohnhäusern, welche der Ort vor dem Brande zählte, sind 104 mit den mit Getreidevorräten gefüllten Scheunen vernichtet worden. Die Zahl der obdachlos gewordenen Personen beträgt zwischen vier- und fünfhundert. Neun Stunden wütete der Brand ununterbrochen fort; erst um 8 Uhr abends war man seiner so weit Herr geworden, daß eine weitere Ausdehnung nicht mehr zu befürchten war. Zwei lange Hauptstraßen und zwei durchschneidende Quergassen bilden einen wüsten Trümmerhaufen. Die Kirche, ein neuer Bau aus den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts, sowie das Pfarrhaus konnten gerettet werden.

Der Gebäudeschaden, welcher durch Brandversicherung gedeckt ist, beträgt etwa 700,000 Mark, der Schaden an Mobiliar und Vorräten wird auf etwa 400,000 Mark geschätzt. Er ist leider zum teil nicht versichert. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen. Es ist sofort ein Hilfskomitee gegründet und mit Sammlungen für die Abgebrannten begonnen worden. Die Ursache des Feuers konnte bisher noch nicht ermittelt werden. Es scheint aber, daß auch hier wie in Hilsfeld spielende Kinder das Unheil angerichtet haben.

Das Städtchen Binsdorf hatte bei der letzten Volkszählung 804 fast ausschließlich katholische Einwohner. Es liegt auf der etwa 600 Meter hohen, wasserarmen Hochebene zwischen dem Oberland des Neckar und dem südwestlichen Rand der schwäbischen Alb. Die Gemeinde ist wohlhabend, ihre Waldungen allein umfassen 428 Hektar, infolge dessen die Gemeindefeuern sehr niedrig sind.



Das durch eine Feuersbrunst zerstörte Städtchen Binsdorf in Württemberg.

Nach Photographie von v. d. Heide, Stuttgart.

# Erstes und Weiteres.

### Sinnspruch.

Blinder Eifer — tödliches Gift,  
Wird's unbewußt mit eingeschiff't  
In den Hafen der Ehe — wehe!

Jos. Sieberg.

[Riesentanonnen.] Als die Türken im Jahre 1453 unter Sultan Muhamed II. Konstantinopel belagerten, goß ein Stückgießer, namens Urban, der aus dem Dienste des byzantinischen Kaisers in die des Sultans getreten war, eine Kanone von einer bis dahin unbekanntem Größe und Wurfkraft. Fünfzig paar Ochsen und hundert kräftige Männer konnten den Transport dieser Riesentanonnen nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte bewerkstelligen; zwei Monate verstrichen, ehe man sie von Adrianopel, der damaligen Residenz des Sultans, nach dem nur 36 Stunden entfernten Konstantinopel brachte. Der Sultan ließ sie vor dem Tore des heiligen Romanos aufpflanzen, das davon noch heute Kanonentor heißt. Zum Laden waren zwei Stunden nötig und nur siebenmal konnte täglich damit gefeuert werden. Nachdem man sie einige Zeit benutzt hatte, zerbrach sie und zerriß den Meister Urban, der sie selbst mit bedienen half. Infolge dessen wurde sie umgegossen und seitdem nur noch als Schaustück verwendet. Der Gang zum Ungeheuerlichen hat sich überhaupt im Geschützwesen ganz besonders gezeigt. Die Geschichte kennt eine ganze Reihe von Riesentanonnen, so z. B. die sogenannte „faule Grete“ des Kurfürsten von Brandenburg, sowie die „tolle Grete“ von Gent, welche 33,000 Pfund wog und eine Kammer hatte, die 140 Pfund Pulver faßte. Letztere blieb bei der Belagerung von Audenaarde stehen.

[Des Doktors Scharfblick.] Er war ein wohlhabender Bürger. Gerade war er auf sein Landgut gezogen, als sich bei ihm ernste Merkmale einer Krankheit zeigten, so daß er nach dem Arzt telegraphieren mußte. Der Mediziner gehorchte eiligst der Aufforderung, und nach halbstündiger Untersuchung sagte er: „Das ist der plötzliche starke Wechsel. Sie vermischen das Getöse und Lärmen der Straßen; Sie hören nicht die Fabrikpfeifen; Sie atmen nicht den Rauch der Fabrikhornsteine ein, die Milchwagen rasseln nicht um drei Uhr Morgens durch die Straßen; lärmende Scharen von Jungen spielen nicht vor Ihrem Hause Ball; das Geschrei und Pfeifen und Kreischen der Straße erreicht nicht Ihr Ohr. Sie gehen zu Bett und schlafen, und Ihr Schlaf wird nicht gestört durch ein Pianino von geradeüber oder ein Tanzergnügen über oder unter Ihnen, oder eine Prügellei von Strolchen vor Ihrer Tür. Da gibt es keine Kohlen- oder Gasrechnung am Tage, kein Geschrei von Krämern, Fleischern und Bäckern. Sie sind dem Lärmen der Pferdebahnen und Maschinen entkommen. Hier ist es zu gut; es ist zu sanft und zu vornehm und ruhig. Ich werde Ihnen einen Ambos heraufsenden mit vier Mann, die darauf schlagen sollen, sechs Metallhörner und dazu Bengels, die darauf tuten sollen, eine Tonne mit Feuerwerk, und wenn Sie sich dann selbst noch mit einer Pauke, einem Nebelhorn und einer Geige versehen wollten, dann wird das Gefühl der Einsamkeit von selbst verschwinden, und Sie werden von Ihrem Landaufenthalt reichen Genuß haben.“

[Gefährliches Mittel.] A.: „Ist denn das Haarfärben wirklich so gefährlich, wie die Aerzte immer sagen?“ — B.: „Gewiß! Darauf kannst Du Dich verlassen! Erst kürzlich hat es ein Onkel von mir versucht, und in drei Wochen war er mit einer Witwe mit vier Kindern verheiratet!“

[Ein sonderbarer Sangesbruder.] Sepp, der größte Kaufbold des Dorfes, Mitglied des Orts-Gesangvereins, geschätzt seiner kräftigen Bassstimme halber, ergreift anlässlich einer im Wirtshaus stattfindenden großartigen Kauferei ein Bierglas und singt mit wuchtiger Stimme: „Wem bring' ich wohl das erste Glas?“

[Bescheidener Anfang.] Onkel: „Aber Theodor, das geht nicht länger so — immer Geld und immer Geld willst Du haben! Hast Du denn noch nicht darüber nachgedacht, wie Du Dich einschränken kannst?“ — Nefte: „Gewiß, lieber Onkel, habe heute bereits die Kneiferknecht abgekauft.“

[Boshaft.] Schwiegermutter (die Zeitung lesend): „Wann werden endlich einmal die schlechten Wize über die Schwiegermütter aufhören?“ — Schwiegerohn: „Aber, liebste Mama, die sind doch nicht alle gegen Sie gemünzt!“

[Kasernenhofblüte.] Feldwebel (zum Rekruten): „Aber, jetzt nicht hinauf in den Himmel schauen! Den hast Du vorläufig ja bereits hier unten beim Militär!“

[In der Tinte.] „Aber, Herr Studiosus, wie können Sie denn von Ihrem Vater jeden Monat drei Mark für Tinte verlangen! Da bekommen Sie ja so viel, daß Sie sich beinahe hineinsetzen können.“ — „Stimmt; am Ende des Monats sitze ich auch regelmäßig drin!“

[Ein Sachkenner.] Kopfschüttelnd steht ein Bauer vor einer Büste, die ein sich kummendes Mädchen darstellt. Endlich sagte er zu einem neben ihm stehenden Herrn: „Nein, Herr, das ist garnicht natürlich! Sie hat ja nicht mal den Mund voll Haarnadeln!“

[Gegen geschwollene Mandeln] wird folgendes Mittel empfohlen: Man siede Weinsäure und Eibischwurzeln in Wasser und rühre es zu einem Brei, streiche es auf ein Tuch und lege es um den Hals. Nach kurzer Zeit wird das Hebel gehoben sein.

[Gegen heftigen Ohrenschmerz.] rheumatischer Art, wird folgendes Hausmittel empfohlen: 2 Gramm Kamille werden in einem Viertel Kilogramm Brotteig geknetet, das daraus gebadene Brot durchgeschnitten und warm mit einem Tuche auf das leidende Ohr gebunden.

[Woran erkennt man das Alter des Hahns?] Längere Hähne sind von den älteren sehr leicht an den noch kleinen Sporen zu unterscheiden. Bei rügerischerweise werden aber beim Verkauf von alten Hähnen die langen Sporen abgefeilt, weshalb Vorsicht geboten ist.

[Glacierte Kalbsmilch.] 50 Gramm mageren Abfalls von rohem Schinken wird fein gehackt, in einem Teelöffel Butter bräunlich gedämpft und mit anderthalb Tassen Wasser und einem halben Teelöffel Fleischextrakt fest zugedeckt anderthalb Stunden gekocht. Die alsdann gewonnene Brühe wird durch ein Sieb gegossen, entfettet und warm gefeilt. Von einer gut blanchierten und erkalteten Kalbsmilch schneidet man zwei bis drei Scheiben in der Dicke von Koteletts, bestreut sie mit ein wenig Salz und legt sie in eine kleine Kasserolle in siedende Butter und dämpft sie 20 Minuten, während man von der vorher bereiteten Brühe immer löffelweise zugießt. Wenn die Kalbsmilch glänzend braun ist, legt man sie auf eine erwärmte Schüssel, entfettet die Sauce und läßt sie nochmals mit einer Messerspitze Fleischextrakt einsochen, bis sie ziemlich dickflüssig ist und über die Kalbsmilch gegossen wird.

[Pfeffergurken.] Man nimmt kleine, einen Finger lange Gurken, wäscht sie, trocknet sie rein ab und legt sie in einen irdenen Napf. Dann kocht man Essig mit Salz und ganzem Pfeffer auf und gießt ihn über die Gurken, die reichlich davon bedeckt sein müssen. Am andern Tage läßt man die Gurken mit dem Essig in einem unverzinsten Kessel verdeckt auf nicht zu starkem Feuer sieden heiß werden, gießt sie in einen Napf und läßt sie einige Tage stehen, bis sie grün sind. Dann packt man sie mit Muskatblumen, Pfefferkörnern und Estragonblättern in Gläser und gießt den aufgekochten Essig darüber.

[Ananas-Erdbeeren in Honig eingelegt.] Ein achtel Kilo nicht überreife Früchte, ein achtel Kilo geläutertes Honig, ein viertel bis ein halb Liter Erdbeersaft. Die Früchte werden erst in kaltem Wasser abgeseigt, dann auf 5 Minuten in kochendes Wasser gegeben und hernach in Wasser abgeteilt; hierauf läßt man sie auf ein Sieb ablaufen, dünstet dann die Früchte in tüchtig abgeschäumtem Honigsirup, füllt sie kochend in die Gläser und verschließt diese fest.

[Salatöl vor dem Dickwerden zu bewahren.] Man tut in die Flasche einen Teelöffel voll trockenes, feines Kochsalz.

[Rost von Eisen und Stahl zu entfernen.] Man bestreicht die Stellen wiederholt mit Petroleum, reibt den Gegenstand, wenn der Rost sich gelöst hat, fest mit einem wollenen Lappen und heißer Steinöl- oder Buchenasche ab und poliert ihn zuletzt gleichmäßig mit fein geschabtem Bismut.

[Pflöpfen aus Flaschen ziehen.] Um den Pflöpfen herauszubringen, steckt man, bevor er noch ausgetrocknet ist, einen doppelten Bindfaden, von welchem man die beiden Enden in der Hand hält, weit in den Hals hinein, läßt dann den Pflöpfen in den Hals der verkehrt zu haltenden Flasche fallen, so daß der Bindfaden sich hinter dem Pflöpfen befindet. Zieht man nun den Bindfaden an, so wird die Schleife desselben sich fest um den Pflöpfen legen und diesen mit herausbringen.

### Schach.

Weiß zieht und setzt mit dem 4. Zuge matt.  
Schwarz.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Kammrätsel.

A	A	A	A	A	A	E	E	E
S		R		S		R		S
S		L		R		R		S
S		L		D		R		U

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnet die obere Querverreihe einen Mädchennamen und die fünf Senkrechten geben einen Brennstoff, eine farbige Flüssigkeit, eine schweizerische Stadt, einen süddeutschen Nebenfluß, ein Kirchengesäß.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Kapselrätsel.

Es führt Dich aus der Heimat fort,  
Ist sie verstellt im Rätselwort;  
Hat sie den Fuß nun eingebüßt,  
Man in der Suppe es genießt.  
Fritz Guggenberger.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

### Aus voriger Nummer.

Auflösung des Arithmogryphs:  
Berlin  
Ungarn  
Nanzen  
General  
Ariberg  
Nigel  
Nanau  
Ebling  
Niagara  
Bulgarien.

Auflösung des Silbenanagramms: Kamin, Winta.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia“ (H. Vogel, Direktor) in Karlsruhe.